

Leseprobe aus: Peter Schönau, Die Straße der Sühne

Ich sitze an einem Tisch mit Blick auf den Zürichsee. Es sind zwanzig Jahre vergangen, seit ich zum letzten Mal im "Baur au Lac" war. Trotzdem kann ich mich an diesen Tag noch so gut erinnern, als ob es gestern gewesen wäre. Wir saßen wahrscheinlich nicht am gleichen Tisch, aber auch damals genossen wir den Ausblick auf den See und die Berge. Es war ein kalter Herbsttag, mit einem stahlblauen Himmel, der gut zu den weißen Ausflugsdampfern paßte, die den See von einem Ende zum anderen überquerten.

Meine Stimmung war gedrückt, denn ich hatte einen Entschluß gefaßt, von dem Jürgen, der mir gegenüber saß, nichts wußte. Und eigentlich war es das erste Mal in unserer langjährigen Zusammenarbeit, daß ich eine weitreichende Entscheidung getroffen hatte, ohne sie mit ihm zu besprechen, obwohl sie nicht nur mich, sondern auch ihn betraf und unser beider Leben verändern würde. Ich hatte beschlossen, einen Schlußstrich zu ziehen. Die wirtschaftliche Situation der Firma, die uns beiden zu gleichen Teilen gehörte, war kritisch. Ich hatte beschlossen, auszusteigen, Ich hatte beschlossen, ihn im Stich zu lassen. Später würde er sagen, ich hätte ihn verraten. Das ist ein hartes Wort. Noch heute weigere ich mich, es zu akzeptieren. Damals war die Entscheidung, die ich traf, in meinen Augen der einzige Weg, mich einer Situation zu entziehen, die meine Existenz bedrohte. Ich sah mich in der Situation des Schuldners, der, gefangen in seinen Konventionen, krampfhaft versucht, für den Rest seines Lebens seine Schulden zu bezahlen. Und für meine Person hatte ich beschlossen, mich nicht in dieses Joch kleinbürgerlicher Pflichterfüllung zwingen zu lassen. Für Jürgen konnte es außerdem ein Rettungsanker sein. Ohne mich würde er in seinen Entscheidungen freier sein. Ich war für ihn zu einem Mühlstein geworden, der drohte, uns beide zu ertränken.

Vor einigen Tagen erhielt ich die Nachricht von Jürgens Tod. Es soll sich um einen Unfall gehandelt haben. Jedenfalls sind die polizeilichen Untersuchungen zu diesem Ergebnis gekommen.

Und jetzt bin ich auf der ersten Station meiner Reise – der Reise wegen der drei "V". Ich habe sie angetreten, um den Sohn eines toten Freundes zu besuchen. Vor zwanzig Jahren habe ich den Vater verlassen, und was ich jetzt von seinem Sohn erwarte, weiß ich selbst nicht genau. Verständnis, Verzeihung, Vergebung? – die drei großen "V" habe ich sie getauft. Sein Vater hat sich, so lange er lebte, nicht dazu durchringen können.

Sein Sohn heißt Olaf, als ich wegging, war er sechs Jahre alt. Ich glaube, daß ich zu ihm ein gutes Verhältnis hatte. Wenn er seinen Vater in die Firma begleitete, kam er immer auch in mein Büro. Auf meinem Schreibtisch stand das kleine Modell eines feuerroten Ferrari, der es ihm angetan hatte. Mit ihm spielte er stundenlang, seine Wangen glühten, und er konnte sich von dem feuerroten Ferrari nur schwer trennen.

Den Flug verbrachte ich die meiste Zeit in einem Dämmerzustand zwischen Schlaf und Wachen, unterbrochen vom Lunch und einigen Drinks. Ich fand nicht einmal die Konzentration, ein Buch oder das Bordmagazin zu lesen. In meinem Kopf hatte nur noch die Vergangenheit Platz. Ich durchträumte Jahrzehnte wie in einer Zeitmaschine, in der alles auf wenige Minuten zusammenschrumpft.